

# Auf dem Leuchtturm

Falko Michael Kötter

Auf dem Leuchtturm Version 1.0

©2012 Falko Michael Kötter

<http://www.relegatia.com>

Das Arrangement ähnelte dem mit einer Hure. Nicht, dass der Mörder das jemals gedacht hätte.

Der Mann, der ihm in der dunklen Gasse gegenüberstand tat es jedoch, hatte er doch schon viele solche Erfahrungen hinter sich. Aber diese war anders, zumindest in den Details. Und Details waren etwas, worauf sein Gegenüber sich verstand.

Vor ihm stand ein Mann in Schwarz, nicht aufgemacht wie eine Hure, sondern eins mit dem Dunkel der Nacht. Sein Gegenüber musste an die Schreckgespenster denken, die er als Kind in den Schatten seiner Kammer gesehen hatte. Nun waren die Schatten tatsächlich lebendig geworden.

Obwohl er seine beiden Leibwächter hinter sich wusste, trat ihm der Schweiß auf die Stirn. Der Meuchelmörder beobachtete jede einzelne Perle aus gefühllosen Augen, bis der andere sie endlich mit einem Taschentuch fortwischte.

„Was wünschst du?“, fragte der bleiche Mann mit einer Stimme wie das Brechen eines Gletschers. Auch sie war eine Waffe, perfektioniert in Jahren der Übung, aber das wusste der andere nicht. Zitternd begann er seine Geschichte. „Du weißt, was ich will.“ Er blickte sich zu seinen Leibwächtern um, nicht sicher, ob ihr Abstand Diskretion oder Furcht geschuldet war.

Die einzige Antwort auf seine Feststellung war das Fließen des Regens von den Dächern. Überhaupt war es ihm zu nass. Der Schatten indes stand im Nebel der Wasserstrahlen und schien dennoch trocken zu bleiben.

„Tod...“, sprach der andere mit bebender Stimme, „Das sollt ihr wirken.“ Seine Furcht ließ den anderen ebenso unberührt wie die Nässe. Der Mann sprach weiter, nannte Straße und Haus. Dann zögerte er. „Alle dort sollen sterben.“ Die letzten Worte waren von einem Heben der Stimme begleitet, Scham, Zorn, wer konnte das schon sagen? Der Mann ihm gegenüber sicher nicht. Er scherte sich nicht um solche Dinge.

„Zweihundert.“, sprach er so ungerührt, dass der andere zunächst nicht verstand. „Eine stolze Summe...“, murmelte er, „Aber wenn es sein muss.“

Der Mörder streckte eine schwarze Hand durch die Wasserstrahlen wie einen Raubfisch, der durch die Wasseroberfläche taucht. Sein Auftraggeber blickte über die Schulter, halb zu seinen Leibwächtern und halb, um nach ungebetenen Gästen starren. Nervös in jedem Fall. Zwecklos im Urteil des Mörders, denn wären sie nicht allein, hätten seine geschulten Sinne das früher bemerkt als die seines Gegenübers.

„Ich habe so viel Gold nicht bei mir.“

Der Schatten wandte sich zum Gehen. Halb war dem anderen danach, es zuzulassen, aber dieser Auftrag ließ keinen Aufschub zu. Es musste getan werden.

„Fünfzig!“, rief er und verstummte ruckartig, erschrocken über den Klang seiner eigenen Stimme.

Der Mörder warf einen abschätzigen Blick über seine Schulter. „Ich feilsche nicht.“

„Den Rest bei erfülltem Auftrag.“, hörte sein Auftraggeber sich sagen, zog seine Börse und hielt sie ihm hin. So sehr ihn sein Gegenüber auch ängstigte, der Mann übte einen gewissen Magnetismus aus. Er war der beste für den Auftrag. Dessen war er sich sicher.

Dem Mörder hätte dieser Gedanke gefallen. zum einen, weil er von seiner Wahrheit überzeugt war, zum anderen, weil es genau das war, was der andere denken sollte.

Er zögerte, wohlkalkuliert, dann fuhr er herum und nahm dem verdatterten Mann die Börse aus der Hand. Noch ehe der andere wusste, wie ihm geschah, hatte die schwarze Gestalt ihr Schwert gezogen und ließ es wie flüssiges Silber an seine Kehle gleiten. Der schwarze Stahl durchschnitt einen Wasserstrahl, schnell genug, dass kaum ein paar Tropfen spritzten und auch wenn die Leibwächter ihr möglichstes taten, so war er längst am Ziel, bevor ihre Schwerter dazwischengehen konnten.

Es hätte gereicht, ihn zu töten.

Aber das tat der Mörder nicht. „Morgen.“, sprach er ruhig, während der andere keuchend auf die Klinge unter seinem Kinn starrte. „Hier.“ Der Mann nickte eifrig. „Ihr sollt euer Geld bekommen.“, versprach er.

Der Mörder, der Tornado hieß, nickte und verschwand. Dem anderen war, als könnte er durch den Regen gehen, ohne dass ein Tropfen ihn traf.

Die Wohnung ist edel eingerichtet, Vorhänge aus bestickten Leinen, Möbel mit Schnitzereien, Tischdecken und Servietten. Zu edel für diesen Teil der Stadt. Nicht, dass diese Dinge etwas bedeuten. Für den Mörder ist ein Stuhl ein Stuhl, ein Tisch ein Tisch, ein Bett ein Bett.

Der Morgen dämmt, aber noch sind die Schatten tief genug, dass er sich darin verstecken kann. Geduldig wie eine Krähe sitzt er vor dem Fenster und wartet. Hinaufzukommen war einfach und das Fenster zu öffnen wäre ein lautloser Handgriff gewesen. Zu einfach.

Manche mögen das für Arroganz halten. Der Mörder denkt vielleicht, dass man die Schwierigkeit in einfachen Situationen suchen muss, um für den Ernstfall gewappnet zu sein. Oder er hat andere Gründe. Unmöglich zu sagen, was hinter diesen eisfarbenen Augen vorgeht.

Er rührt sich nicht, bis schließlich die Bewohnerin des Zimmers zum Leben erwacht. In weißem Nachthemd klettert sie aus dem Bett, streckt sich und streift ins Nachbarzimmer. Nun erwacht der Mörder zum Leben, öffnet mühelos das Fenster und gleitet wie ein Schatten in den Raum.

Hinter einem Vorhang findet er ein Versteck. Selbst wenn man wüsste, dass er dort ist, könnte man ihn kaum atmen hören.

Der Mörder wartet. Und er beobachtet, wie die Frau sich das Gesicht wäscht. Nicht, weil er ein Voyeur ist, sondern, weil er warten kann. Weil er weiß, dass er nicht entdeckt werden wird.

Er könnte den halben Tag hier stehen, solange nur niemand den Vorhang beiseiteschiebt.

Sie summt eine Melodie, während sie den Badeschwamm auswringt. Er kann jeden Tropfen des Wassers hören, aber hätte man ihn gefragt, so hätte er das Lied nicht wiederholen können. Solche Dinge perlen von ihm ab.

Sie geht an ihm vorbei, streift das Nachthemd ab und beginnt, sich anzukleiden. Er beschließt, zu warten, bis sie es getan hat. Nicht, dass es etwas ändert. Nicht, dass er ein

fehlgeleitetes Gefühl von Ehre hätte.

Sie schnürt ihr Kleid, schnürt ihre Schuhe und schnürt das Haarband. Während sie in den Spiegel blickt, spannt der Mörder sich zum Sprung.

Er ist schnell. Schnell und leise. In dem Augenblick, in dem er die Deckung verlässt, hat er bereits das Schwert gezogen, noch bevor sich ein Schrei in der Kehle seines Opfers formt.

Er fliegt durch den Raum, für einen Herzschlag reglos in der Bewegung. Was der Mörder in diesem Augenblick denkt, ist mit Worten nicht zu fassen. Er ist jenseits solcher Dinge, das Ziel in seine Netzhaut eingebrannt. Er sieht tausend tödliche Hiebe, gegen den Kopf, durch die Brust, und so weiter. Noch hat er sich nicht entschieden.

Ihr Schrei zerbricht die Stille, aber der Mörder hat ihn bereits gehört, bevor er über ihre Lippen gegangen war. Sie fährt herum, schneller, als er es erwartet hätte und seine Pläne stürzen ineinander wie ein Kartenhaus. Nun zielt er auf ihren Bauch.

Aber sie ist schneller, wirft sich beiseite und entgeht ihm. Im selben Augenblick begreift er, dass er auf den Spiegel prallen wird. Nicht in der Lage, so schnell die Richtung zu ändern, wirft er die Schulter in den Fall und schützt so sein Gesicht vor dem Glas.

Der Spiegel kreischt, als ein Netz von Rissen ihn überzieht, dann stirbt er im Klirren tausender Splitter. Einer davon bohrt sich in die Schulter des Mörders. Er nimmt es zur Kenntnis.

Dumpf prallt er auf den Rahmen des Spiegels, bremst daran seinen Fall und wirbelt herum, das Schwert noch immer erhoben.

Der Verstand hat den Instinkt seines Opfers eingeholt und nun starrt sie ihn mit vor Entsetzen geweiteten Augen an. Angsttränen glänzen darin, aber sie sind vergeudet.

Der Mörder weiß, dass ihr Schrei bald Verstärkung auf den Plan ruft, deswegen verschwendet er keine Zeit. Mit zwei schnellen Schritten durchquert er das Zimmer und schlägt nach ihr.

„Nein!“

Es ist nicht ihre Stimme, denn sie schweigt still. Der Mörder fährt herum und zieht sein Schwert an sich. Man kann tausend Gelegenheiten zum Sieg verpassen und dennoch gewinnen, aber eine einzige verpasste Gelegenheit, die Niederlage zu verhindern, genügt. Die Frau war nicht allein. Der Mörder vermerkt seine eigene Nachlässigkeit, aber er tadelt sich nicht. Dafür ist später Zeit.

Vor ihm sitzt zwischen den Decken ihres Betts ein Kind, kaum den Windeln entwachsen. Zugleich mit dem Mörder fährt seine Mutter herum. War vorher noch Angst in ihren Augen, so ist es nun Verzweiflung. Hat sie vorher noch gehofft, ihr Kind könne wohlversteckt den Schrecken überleben, begreift sie nun, dass es um sie beide geschehen ist.

Vielleicht erkennt der Mörder die Veränderung nicht. In jedem Fall vergeudet er eine weitere Gelegenheit, als die Mutter zum Angriff übergeht. Wie eine Katze springt sie ihn an und kratzt ihm schier die blauen Augen aus. Hätte er rechtzeitig reagiert, hätte er sie auf hunderterlei Weise durchbohren können. So gelingt es ihr, ihn tatsächlich ins Taumeln zu bringen, bis er ihren schmalen Körper wie beiläufig mit dem freien Arm beiseite wischt

Die junge Frau kugelt gegen das Bett, wo sich augenblicklich das Kind an sie klammert. Ein Augenblick der Gnade, dann erwacht der Mörder aus seiner Starre. Seine Augen leuchten wie das nördliche Meer.

Der Mutter bleibt nichts mehr, als das verängstigte Kind an sich zu ziehen und seine Augen vor dem schlimmsten zu bedecken. Schon hebt der Mörder sein Werkzeug, kalt, mitleidslos.

„Töte mich...“ Die Stimme ist kein Wimmern, sie ist fest. Vielleicht ist es das, was den Schatten abermals innehalten lässt. „Lass den Jungen leben und töte mich.“

Er hört die Worte, aber er begreift sie nicht. Sein Auftraggeber ist eindeutig gewesen. Töte sie alle.

Dennoch verharret er. Er ist ein Mann, der jenseits aller Zweifel ist. Aber er verharret. Ein Mann wie eine Naturgewalt, ein Mann, der sich nach einem Sturm benannt hat. Wer kann schon sagen, was ihn bewegt und was nicht.

Nur eines steht fest. Sein Schwert verharret.

Das Kind weint. Die Frau tut es nicht. Sie blickt den Mann in Schwarz an. Widerwillig, todesmutig, wie nur Mutter oder Vater es können. Und mit jeder Sekunde, die verstreicht, wächst ihre Hoffnung, auf Gnade, auf Rettung vielleicht. Ihr Herz schlägt wild. Der Mörder hört es wohl. Aber ob es an seinen Verstand dringt?

Sie hat Zeit, zu denken und der Schluss fällt nicht schwer. „Er hat euch geschickt?“, murmelt sie und wiegt ihr Kind. „Weil es seines ist.“

Den Mörder kümmern ihre Worte nicht, nur ihre Taten. Wenn sie bereitwillig stirbt, so bedeutet es nichts, ihr Leben zu nehmen.

Er geht in die Hocke, bis er mit ihr auf Augenhöhe ist. „Ich kann ihn töten.“, spricht er und es ist kein Versprechen. Nur eine Tatsache. Sie nickt. „Ich kann euch nicht bezahlen.“, murmelt sie, „Nicht wie er.“

Der Mörder schüttelt den Kopf, nicht weil er versteht, was sie meint, sondern, weil er es nicht tut. „Geld.“, spricht er, „Was ihr habt.“

Sie blickt ihn ungläubig an, aber da ist keine Spur von Scherz oder Grausamkeit in seinem Gesicht. Sie begreift nicht, warum, aber sie begreift, dass er es ernst meint. Mit zitternden Fingern kramt sie ein Geldstück hervor und streckt es ihm entgegen wie eine Opfergabe.

Er nimmt die Münze und geht. Er lässt sie zurück mit einem Herzen, zerbrochen wie das Fenster, mit einem Kind, das für lange Zeit nicht mehr im Dunkeln schlafen wird und mit Furcht, die sich in Gewissheit wandeln wird, wenn das Geld nicht mehr kommt.

Der Mörder hätte alle diese Dinge nicht verstanden. Es kümmert ihn nicht. Er hat einen Auftrag.

Etwas war nicht in Ordnung.

Der Auftraggeber wusste es, obwohl er nicht hätte sagen können, warum. Er wischte sich den Schweiß von den Stirnfalten und zog dann die Geldbörse mit dem Lohn für den Mörder. Sie wog schwer.

„Keine Spur von ihm.“, sprach einer der Leibwächter. Sein Herr nickte. Nein, irgendetwas war ganz und gar nicht in Ordnung. Noch hatte er kein Wort von seinem Kundschafter erhalten, aber in solchen Dingen galt es, vorsichtig zu sein. Dies war die Hauptstadt des Imperiums und Morde zogen eine Menge Aufmerksamkeit auf sich. Gleich, ob das Opfer reich war oder nicht.

Am liebsten hätte er dies seinen Lakaien überlassen, aber etwas sagte ihm, dass der Mörder das nicht akzeptiert hätte. Wenn es nur vorbeigewesen wäre. Er leckte sich die Lippen. „Wir warten.“, befahl er schließlich. Er glaubte nicht, dass der Schatten unpünktlich war, aber andererseits wollte er um nichts in der Welt den Eindruck erwecken, ihn um seinen Lohn betrügen zu wollen. Er hätte das Doppelte gegeben, nur, um ihn schon im Voraus bezahlt zu haben.

Als der Schatten von einem der Dächer glitt und neben ihm in der Gasse landete, da erhöhte er dieses Gebot auf das Zehnfache. Lautlos richtete der dunkle Mann sich auf und musterte ihn aus kalten Augen. Sein Schwert war gezogen. Kein Blut daran. Aber das musste nichts heißen, denn einer wie er war sorgfältig genug, die Klinge abzuwischen.

„Habt ihr mir einen Schrecken eingejagt.“, krächte der Auftraggeber und die Worte waren kläglich, obwohl sie scherzhaft klingen sollten.

„Ja.“, sprach der Mörder und seinem Gegenüber rutschte das Herz in die Hose. Nein, irgendetwas war ganz und gar nicht in Ordnung.

„Ich habe euer Geld.“ Er hielt ihm den Beutel hin wie einen Opferstock. Aber der Mörder griff nicht danach. Inzwischen waren die beiden Leibwächter eingetroffen und flankierten ihren Meister.

„Ihr könnt es nachzählen.“

Noch immer keine Reaktion.

„Nehmt schon.“

Der Mörder schwieg und die beiden Leibwächter zogen ihre Schwerter. Er quittierte es nicht einmal mit einem Wimpernzucken.

Der Auftraggeber wich zurück. „Keine schöne Aufgabe, kann ich verstehen, der Bastard vor allem.“, plapperte er, „Aber dafür gibt es doch Männer wie euch.“ Der Mörder machte einen Schritt auf ihn zu und die Leibwächter verschränkten ihre Schwerter. Auch ihnen stand der Schweiß ins Gesicht geschrieben. „Bis hierher und nicht weiter.“, sprach einer von ihnen.

Der Mörder tat es dennoch und die Leibwächter schlugen zu.

Wären sie ein wenig schneller gewesen, so hätten sie den dunklen Mann in Stücke gehauen. So gingen ihre Schwerter in Leere, während der Schatten darunter hinwegtauchte. Einer von ihnen erwischte einen Zipfel des schwarzen Stirnbandes, der wie eine tote Schlange auf das Pflaster fiel. Sie schlugen ein weiteres Mal zu. Dieses Mal war ihr Gegner zum Parieren bereit, ließ das Krummschwert emporschnellen und blockierte so beide Hiebe über seinem Kopf.

Wohlwissend, dass er ihnen in dieser Position nicht lange standhalten konnte, trat er einem der beiden Leibwächter in die Kniekehle und ließ ihre Klängen an seiner hinabgleiten.

Der eine Leibwächter ging zu Boden, der andere zog sich zurück und sprach somit das

Todesurteil über seinen Kameraden. Noch während sein Schwert klirrend das Kopfsteinpflaster traf, stach ihm der Mörder seines ins Herz.

Der andere Leibwächter bekam es mit der Angst zu tun und wandte sich zur Flucht. Er kam nicht weit, denn eine Salve von Wurfsternen folgte ihm nach. Einer mochte ihn verfehlen, die anderen indes bohrten sich in Rücken und Nacken, sodass er wie ein Sandsack in sich zusammensackte.

Ihr Herr hatte das rasante Geschehen mit angehaltenem Atem beobachtet. Als der erste seiner Männer gefallen war, hatte er ebenfalls an Flucht gedacht, aber nun wusste er, dass es ihm niemals gelingen würde.

Der Mörder wandte sich zu ihm, Schweiß auf dem bleichen Gesicht, aber sonst keine Spur von Erregung oder Erschöpfung.

„Nehmt das Geld!“, quiekte sein Gegenüber und warf ihm den Beutel zu. Er wich aus, wie er es mit dem Regen getan hatte. „Ich habe noch mehr!“, flehte er weiter, „Was ihr euch wünscht! Ich bin ein einflussreicher Mann.“

Aber die Worte erreichten den anderen nicht. Wimmernd sackte der Auftraggeber in sich zusammen und als er spürte, wie nasse Wärme sich in seinem Schoß ausbreitete, da begriff er, was der Schatten war. Keine Macht der Gerechtigkeit. Keine Macht der Rache. Eine Naturgewalt. Und er hatte sich in ihren Weg gestellt.

Er begann zu krabbeln, aber er kam nicht weit. Aus dem Augenwinkel sah er den schwarzen Stiefel nahen, dann explodierte der Schmerz. Als er die Augen öffnete, sah er die Füße des Mörders, dann plumpste etwas auf das Pflaster. Es war die Anzahlung, die er dem dunklen Mann gegeben hatte.

„Ich habe sie geliebt, aber...“ Er spuckte einen Schwall Schleim auf das Pflaster, nur darauf bedacht, doch noch mit dem Leben davonzukommen. „Ein Mann in meiner Stellung, ihr müsst das...“

Der Mörder setzte ungerührt zum Schnitt an. Gründe interessierten ihn nicht. Gründe ließen sich letzten Endes für alles finden.

„Du hättest im Voraus bezahlen sollen.“, sprach er und brachte es ruhig zu Ende.

Die Kühle der Nacht umfängt Tornado. Er hat die drei Toten liegen lassen, wo sie zu Fall gekommen sind. Das Geld hat er nicht angerührt. Nur seine Wurfsterne, die hat er mitgenommen.

Nun steht er an dem Fenster, durch das er einst geboren wurde. Er ist ein Mann, der keine Gesellschaft sucht, aber dennoch ist dies der einzige Ort, an dem er allein sein kann. Wirklich allein.

Er ist ohnehin kein Mann, der sucht. Er ist ein Mann, der findet. Und er hat mehr gefunden, als so mancher in seinem Leben. Dennoch oder vielleicht gerade deswegen sind seine Augen leer. Eine Wüste aus Eis.

Auch wenn er hinaus aufs Meer schaut, so ist sein Blick doch nach innen gerichtet. Manche Menschen hinterfragen sich nicht. Er hingegen denkt ständig über sich selbst nach, analysiert, verbessert, findet Fehler. Und gerade sucht er einzuordnen, was heute



geschehen ist. Wäre er nicht, wie er ist, so hätte er vielleicht gedacht, was sein Auftraggeber dachte. Dass er Mitleid gehabt hätte mit dem Liebchen und ihrem Bastard. Schließlich ist er selbst auch ein Bastard.

Aber das sind nicht die Kreise, die seine Gedanken ziehen. Er glaubt nicht an die Vergangenheit und was Gefühle angeht, wer weiß, ob ein Mann wie er nicht jenseits von Mitleid ist. Alles ist verborgen hinter seinen Lidern, in einem Geist, der schärfer ist als Stahl und ebenso kalt. Und jeden Tag wird er ein bisschen schärfer und damit auch ein bisschen kälter. Aber nicht heute. Heute war etwas anders. Man mag vielleicht doch auf eine Regung schließen, einfach, weil uns das den Mörder begreiflich machen könnte. Aber dieser Mann liebt keine anderen Menschen. Nicht mal sich selbst liebt er.

Aus Augen wie Gletschern betrachtet er die Münze in seinen Händen. Ein einzelner Groschen. Genug für ein schlechtes Bier. Nicht, dass er sich daraus etwas macht. Er hat geglaubt, dass er es für das Geld tut, denn Geld ist etwas, an dem es früher gefehlt hat. Aber das ist nicht die Wahrheit. Denn so viel Gold er auch anhäuft, er gibt nie mehr aus, als notwendig ist. Nicht aus Geiz, sondern weil Geld ihm nichts verschaffen kann, was er begehrt. Wenn er überhaupt etwas begehrt.

Er blickt von der Münze auf. Jenseits der Bucht liegt, makellos, der Palast des Imperators, eine Insel des Lichts selbst inmitten der illuminierten Stadt. Ein Ort, den er einst mit Verachtung betrachtet hat. Nun ist er jenseits solcher Regungen. Aber seine langen Wanderungen durch das Dunkel haben ihn begreifen lassen, dass dies der Ort ist, der die Stadt zusammenhält, eine Säule göttlicher Ordnung in einem Meer aus menschlichem Chaos.

Er dreht den Groschen in seiner Hand. Er begreift. Das Geld ist eine Brücke gewesen. Ein Grund für das, was er tut. Eine Erklärung dafür, was er geworden ist, als er im Meer dort unten geboren ward. Eine Rechtfertigung für etwas, das keiner Rechtfertigung bedarf.

Er braucht es nicht mehr.

Ein anderer Mann hätte gelächelt, aber für ihn besudelt solch eine Regung den Triumph. Er holt aus und schleudert das Geldstück hinaus in die Fluten, in denen bereits alles andere schwache versunken ist.